

**Barbara Kisseler**

**Grußwort  
anlässlich des Filmabends „Erinnern für die Zukunft“  
im Willy-Brandt-Haus am 1. September 2009**

Lieber Enrique Sanchez Lansch,  
lieber Tal Balshai,  
liebe Elisabeth Trautwein-Heymann,  
sehr geehrte Damen und Herren,

Der Freundeskreis des Willy Brandt Hauses lenkt unseren Blick heute, 70 Jahre nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Polen, auf die Kulturanmaßung der Nazis ebenso wie auf die von ihnen betriebene Kulturvernichtung. Die Lieder von Werner Richard Heymann mit ihrer unvergleichlichen Mischung aus Lebensfreude, Ironie und Wehmut stehen für den tragischen Verlust von jüdischen Künstlern, durch Ausgrenzung, Emigration oder Verfolgung, ein Verlust von beklemmend langer Wirkung, an dem alle, die doch weitgehend für die Kultur und von der Kultur leben, noch schwer zu tragen haben – ebenso wie die Generationen, die uns folgen werden. Der Film „Das Reichsorchester“ von Enrique Sanchez Lansch wird das ambivalente Verhältnis von Kunst und Macht in Zeiten der Gleichschaltung beleuchten, die Instrumentalisierung der Kultur und die Verstrickung von Künstlern, wenn man so möchte: den Verlust von Unschuld. Ein Film, der anregt zum Gespräch, ob heute Abend hier oder - wie bereits geschehen – in Tokio oder Paris

Das ist eine wirklich verdienstvolle Initiative des Willy Brandt-Hauses – und, wie ich finde, ganz im Sinne seines Namenspatrons, dessen Nachdenklichkeit und Zugewandtheit zu den Künsten hiermit eine ihm würdige Entsprechung findet.

Heute, an diesem 1. September, nutzen wir aber auch die Gelegenheit, uns an einen unserer wichtigsten Film-Musiker zu erinnern: Werner Richard Heymann. Er fasste mit der Machtübernahme der Nazis den Entschluss, seine deutsche Heimat zu verlassen.

Berlin und wir Deutschen haben ihm viel zu verdanken. Werner Richard Heymann war einer der besten Komponisten seines Genres. Ihm verdanken wir Lieder, die unzählige Menschen begeisterten, ohne dass sie wussten, wer der so genannte Urheber war. Sein oft zitierter Satz macht's deutlich: „Sie kennen mich zwar nicht, aber sie haben schon viel von mir gehört!“

Heymann steht mit seiner Biografie für die Zerrissenheit einer Generation von Künstlern, die viel aushalten musste und für die die Freiheit des Einzelnen und die Achtung seiner Würde zu einem existenziellen Gut wurde.

Kriegsausbruch – und später die Wannseekonferenz – lassen im Rückblick eine jegliche Einlassung mit dem Unrechtsstaat in noch krasserem Lichte erscheinen. Und doch haben wir Anlass, uns mit dem Urteilen – oder gar mit dem Verurteilen – vorzusehen.

Die Hoffnung nicht weniger Künstler im Dritten Reich – und so auch wohl der meisten Mitglieder der Berliner Philharmoniker –, in der Kultur ein Refugium zu finden, hatte viele, komplexe, für uns kaum mehr nachvollziehbare Gründe. Dazu gehörte die damals noch weitverbreitete Illusion, die Kultur könne ein politikfreier Raum sein und bleiben, ja sie könne gar erhalten als eine „Kompensation der Politik“. In seiner Rede zur Eröffnung der Jubiläumsausstellung der Philharmoniker hat Wolf Lepenies dies unter Hinweis auf den damals vorherrschenden Kulturbegriff und das von Thomas Mann und anderen propagierte Künstlerideal eindrucksvoll begründet.

Das Verhalten der Orchestermitglieder unterschied sich leider von dem der übrigen deutschen Eliten nicht wesentlich. Wir kennen das verhängnisvolle Einmaleins der langsamen Kompromittierung nur zu gut: Schweigen, Wegschauen, Anpassung –, dieses Einmaleins, das leider auch heute noch viel zu viele beherrschen und dies bei wesentlich geringeren Anlässen als damals. Allerdings muss man im Falle der Philharmoniker die nicht unwichtige Einschränkung gelten lassen, dass die Anzahl der Parteimitglieder unter den Philharmonikern vergleichsweise gering war. (Wie es heißt, gehörten 18 der rund 100 Orchestermitglieder der Partei an.) Und doch ist, wie bei jeder neuen Einzeluntersuchung, die

sozusagen zu den „Annalen“ der NS-Zeit vorgelegt wird, die Erkenntnis, wie sich ethische Grundvorstellungen deformierten und Sensibilitäten verlorengingen, ein jedes Mal erschütternd und erschreckend. Man denkt unweigerlich an Büchner's Wort: „Jeder Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einen, wenn man hinsieht.“

Wie konnten sich, fragt man sich heute, die Musiker dem infamen Aufführungsverbot von Werken sogenannter jüdischer Komponisten beugen und von heut auf morgen darauf verzichten, ein Werk des großen, sicherlich von ihnen auch geliebten Mendelssohn zu spielen? -

Wo blieben, wenn Kollegen gedemütigt wurden, die Zeichen, wenn nicht der offenen Solidarität, dann zumindest der diskreten menschlichen Anteilnahme? Und warum blieben diese Zeichen von Anteilnahme und Einsicht auch lange nach Kriegsende noch aus?

Der verehrenswürdige Hellmut Stern, als heimgekehrter Emigrant über viele Jahre Erster Geiger bei den Philharmonikern, sagte in einem Interview im vergangenen Jahr, auf sein Verhältnis zu Karajan befragt, er habe bei aller Bewunderung für Karajan doch wenigstens einen Versuch der nachträglichen Verständigung über das Vergangene erwartet. In seiner Bilanz überwog schließlich die menschliche Enttäuschung. Denn in siebenundzwanzigjähriger Zusammenarbeit ist es dazu nie gekommen. Ein beklemmendes, ein bitteres Fazit.

Wieso z. B., frage ich mich, bedurfte es erst der Veröffentlichung der bewegenden Tagebücher von Victor Klemperer Mitte der 90er Jahre, bis das Maß der stillschweigenden Anpassung im akademischen Milieu mit seiner langsam fortschreitenden Alltagsgrausamkeit erst richtig ins öffentliche Bewusstsein dringen konnte? Wieso haben die Akademikerverbände – seien es die Juristen, die Kunsthistoriker und selbst die Historiker – erst so spät damit begonnen, die NS-Zeit in ihren eigenen Reihen zu erforschen?

Die heutige Veranstaltung sollte uns animieren, Fragen dieser Art selbstkritisch nachzugehen. Wie ich schon sagte, wir haben Anlass, uns mit dem Urteilen – oder gar mit dem Verurteilen – vorzusehen. Das Verhältnis von Politik zu den Künsten ist auch heute – ich glaube zu wissen, wovon ich spreche – nicht immer von Opportunismus frei. Kultur schmückt ja auch, das wusste man schon in der Antike.

Aber ernsthaften Kulturpolitikern sollten sich in diesem Kontext auch andere wichtige, wenn auch nicht unbedingt existenzielle Fragen stellen. Ich denke an die Dilemmata des Alltags, an die sogenannten Sachzwänge, denen wir uns möglicherweise manchmal allzu schnell fügen. Was ist ein Bekenntnis zur Kultur wert, wenn es so schnell erschüttert werden kann (im wahrsten Sinne des Wortes: Stichwort Stadtarchiv) wie z. B. gerade aktuell in Köln? Wie gehen die politisch Verantwortlichen hier wie anderswo beispielweise mit Künstlern um, die in finanziell schwierigen Zeiten von ihrem hohen Kunstanspruch und ihren Visionen, dem Eigenwert des Kunstwerks nicht lassen wollen? Es gäbe noch einige Fragen mehr von dieser Art.

Wie es um das Verhältnis der Künstler zur Politik im Einzelnen bestellt ist, kann und möchte ich nicht beurteilen. Ich vermute zumindest, dass auch einzelne von ihnen von der Neigung zum Opportunismus zumindest nicht ganz frei sind. Als Wilhelm Furtwängler 1934 sein Orchester in die Obhut des Reichspropagandaministers gab, war es hoch verschuldet und letztlich nicht mehr existenzfähig. Auch dieser Umstand muss zu denken geben.

Wenn man sich vor diesem Hintergrund die Titel und Texte der Heymann'schen Lieder vor Augen führt mit ihrem anrührend stoischen, ick-mach-mir-Mut-Unterton, gewinnt man einen prägnanten Eindruck von den untergründigen Spannungen dieser Zeit.

Kulturpolitik braucht den offenen, den öffentlichen Diskurs und die Bereitschaft zum Dissens. Und es muss weiß Gott nicht immer alles den Beifall der großen Menge finden.

Oder um es abschließend noch einmal mit einem Wort von Willy Brandt zu sagen, das er 1971 bei der Verleihung des Friedensnobelpreises sprach: „Es gibt nicht nur die eine, alles andere ausschließende Wahrheit. Deshalb glaube ich an die Vielfalt und also an den Zweifel. Er ist produktiv. Er stellt das Bestehende in Frage. Er kann stark genug sein, versteinertes Unrecht aufzubrechen. – Der Zweifel hat sich im Widerstand bewiesen. Er ist zäh genug, um Niederlagen zu überdauern und Sieger zu ernüchtern.“

Ich danke Ihnen.